



Information Nr. 90 Stuttgart V/1984

Suche nach dem Leben

Der paradoxe Sinn der Suizidhandlung

von Klaus-Peter Jörns

INHALT

A. Ein Fall-Beispiel	3
B. Der paradoxe Sinn der Suizidalität: Suche nach dem Leben	4
C. Die Deutung des Fall-Beispiels	16
D. 10 Grundsätze für das Gespräch mit Suizidalen	17
Literaturhinweise	18
Textanhang	
I. Zu psychoanalytisch orientierten Suizidtheorien	20
II. Zu soziologisch orientierten Suizidtheorien	24
III. Theologische Stellungnahmen	25
IV. Befürworter eines Rechts auf „Freitod“	28
V. Was uns im Leben hält: Die Frage nach einer Theorie antisuizidaler Lebensbeziehungen	30

A. Ein Fall-Beispiel

Da bricht ein neunzehnjähriger Schüler eines Tages aus dem Schulalltag aus und verschwindet. Sechs Wochen vor dem Abitur, Dabei waren seine Leistungen in letzter Zeit eher besser als schlechter geworden. Doch der Schüler läuft vor dem Schulabschluß davon und reist ins Ausland, in eine Stadt, die als Treffpunkt der Drogenszene bekannt ist.

Gerade vor dem Umgang mit Drogenabhängigen hatte die Mutter den jungen Mann immer gewarnt. Ja, sie fürchtete sowieso bei fast all seinen Freunden, sie seien für ihn „schlechte Gesellschaft“. Einzig das eigene Elternhaus war ihr gut genug für den Sohn. Vor der Haustür aber beginnt schon die „schlechte Welt“.

Das prägt sich ein, wenn ein Kind das alle Tage und Jahre hört. Und die Sorge der Mutter, die ihm alle Schwierigkeiten abnimmt und alle Bravheiten belohnt, tut ein Weiteres dazu, daß der Sohn abhängig bleibt von der Mutter. Das Beste, was er werden kann, ist, daß er „ganz der Vater“ wird, wie die Mutter sagt. Ganz er selbst darf er jedenfalls nicht werden. Außerhalb der Reichweite des Zuhauses fühlt er sich unsicher und gefährdet.

Und nun, sechs Wochen vor dem Abitur, wird ihm im Unterbewußten der kommende Schulabschluß zur unerträglichen Bedrohung. Denn wenn er das Abitur besteht (was sicher war), dann muß er studieren und also von zuhause weg, weg von der Mutter, hinein in die überall lauende „schlechte Gesellschaft“. Und so läuft er davon wie ein kleiner Junge, der die Mutter zwingen will, sich noch fester um ihn zu kümmern und ihm nachzulaufen. Er fährt in die ausländische Stadt und wirft dort all seine Personalpapiere weg. Jetzt ist er wieder wie ein Kleinkind, das sich selbst nicht ausweisen und verantworten muß, für das seine Eltern einstehen.

Alles weitere läuft folgerichtig ab: Die Eltern lassen den Sohn suchen. Er wird aufgegriffen und über die Grenze abgeschoben, von den Eltern nach Hause geholt. Das Ziel des Weglaufens ist erreicht worden: Der junge Mann ist in das Zuhause zurückgekehrt. Vor der „schlechten Welt“, die er nun aus Erfahrung kennt, ist er geschützt. Die Mutter allein hat sich als zuverlässig erwiesen, und so schließt sich der Kreis: Er „verfällt“, wie die Mutter sagt, „in Depressionen und hat Gedächtnisstörungen; die Schulausbildung kann er nicht abschließen.“

Seitdem nimmt er unter fürsorglicher Aufsicht die verordneten Tabletten, die ihn ruhig halten. Ein Gespräch mit seiner Freundin, die ihn zum Schulabschluß ermuntern will, beantwortet er mit einem Suizidversuch im Hause der Eltern. Die Eltern finden und retten ihn. Von dem alten Ziel, das Abitur zu machen, wird viel geredet. „Wenn doch nur die Depressionen nicht wären!“ sagen alle. Und auch der Sohn hat schon gelernt, für die von niemandem begriffene Entwicklung „meine Krankheit“ verantwortlich zu machen.

Fragt man den jungen Mann, wie er die Entwicklung der letzten Zeit sieht, so sagt er: „Ich versteh das alles nicht, ich kann mich nicht mehr genau erinnern, ich kriege das alles nicht zusammen.“ Den Eltern geht es ähnlich, es geht ihnen wie vielen Eltern: Sie können sich nicht erklären, warum ihre Kinder trotz aller Sorge um sie und trotz allen Wohlstands eines Tages verschwinden und Dinge machen, die sie selbst nicht richtig verstehen.

B. Der paradoxe Sinn der Suizidalität: Suche nach dem Leben

Wenn Jugendliche eine Suizidhandlung vollziehen, ist das Erschrecken der Umgebung meistens besonders groß. Denn gerade jugendliche Suizidanten durchkreuzen die Leitbilder unserer Tage vom lebensstüchtigen und konsumträchtigen Bürger, dessen Existenz durch sozialstaatliche und privatwirtschaftliche Sicherungen aller Art abgesichert zu sein scheint: Ihnen, aber natürlich auch allen nicht-jugendlichen Suizidanten, können diese Existenzsicherungen offenbar keine Sicherheit vermitteln. Das ist für diejenigen, die das sozialstaatliche System samt seinen Alters- und Nothilfekonzepthen aus Überzeugung unterstützen und mit Steuergeldern finanzieren, in jedem neuen Fall ein Schock. Ja, es ist ein Ärgernis, etwas, was mit Ohnmachtsgefühlen erlebt wird, weil es vom Verstehen her eigentlich keinen Zugang gibt. Denn die jugendlichen Suizidalen steigen ja zumeist aus sehr bürgerlichen Lebenswegen und oft genug aus Positionen im Bildungswettlauf aus, die eher günstig als ungünstig sind. Umso größer ist die Ohnmacht der Erwachsenen, umso tiefer das Erschrecken der Eltern und Lehrer, wenn ein Suizid in ihrer Nähe geschieht, und umso stärker auch der Drang von uns, *die Frage nach der Schuld bzw. nach Schuldigen* zu stellen. Dieser Drang ist verständlich, weil wir hoffen, ein Suizidgeschehen durch die Schuldfrage verobjektivieren und seine uns erschreckenden Seiten erklären zu können. Doch wo zur Erklärung eines Phänomens nach Schuld und Schuldigen gefragt wird, ist bereits vorausgesetzt, daß es sich um etwas Strafwürdiges, zumindest aber Widernatürliches handelt. Ob diese Voraussetzung im Blick auf den Suizid berechtigt ist bzw. wovon sie sich ableitet, muß dann aber zuallererst gefragt werden. Denn es kann ja sein, daß durch die Antwort auf diese Hintergrundfragen das Fragen nach Schuld und Schuldigen möglicherweise sinnlos wird.

1. Was die Bezeichnungen „Selbstmord“ und „Freitod“ aussagen

Eine verlässliche Brücke zu den Hintergründen unserer Werturteile und Moralvorstellungen bildet die *Umgangssprache*. Darum empfiehlt es sich, am Anfang unserer Betrachtungen solchen Begriffen und Redewendungen nachzugehen, die in unserer Sprache im Zusammenhang mit dem Suizid verwendet werden.

Die in unserem Sprachbereich übliche Bezeichnung „Selbstmord“ beschreibt schon deutlich eine ganz bestimmte Einstellung zu Suizid und Suizidanten. Diese Einstellung ist gerade auch kirchlich vermittelt und in der früher generell verweigerten Bestattung von den Kirchen beispielhaft praktiziert worden. Danach ist die Suizidhandlung eben *Mord*, vorsätzliche, gewaltsame und unrechtmäßige Tötung des eigenen menschlichen Lebens.

Begegnet wurde „Selbstmördern“ darum auch zuallererst mit schöpfungstheologischen Argumenten: „Selbstmörder“ maßten sich das nur Gott zustehende Recht an, menschliches Leben zu beenden; diese Selbstanmaßung verwerke die Gottesgnade; und so wurde der Suizid unter die Todsünden gerechnet.

Doch dieses von rechtlichem Denken und vom Blick auf das äußere Geschehen geprägte Urteil über Suizid und Suizidanten hat sich mehr und mehr selbst ins Unrecht gesetzt, weil die Barmherzigkeit vernachlässigt wurde, und es bestimmt heutzutage die Praxis beider Kirchen nicht mehr oder nur noch selten. Wie bei manchem anderen Suizidverständnis auch war hierbei einfach vorausgesetzt worden, dem Suizidalen gehe es darum, sich auszulöschen, das *Totsein* zu erreichen. Doch davon kann nach allem, was wir mittlerweile von der inneren Dynamik der Suizidhandlungen und von ihrer Vorgeschichte wissen, nur sehr selten die Rede sein, wenn

überhaupt. Eher nämlich sieht es so aus, daß *der Suizidale gerade das Leben sucht*, wenn er sich tötet, daß es also um eine im höchsten Maß paradoxe Angelegenheit geht.

Und darum steht es auch mit dem Begriff „Freitod“ nicht besser, der immer häufiger anstelle von „Selbstmord“ verwendet wird und vielen weniger diskriminierend erscheint und insofern sicher schon etwas für sich hat. Wer das Wort für sein eigenes suizidales Vorhaben wählt, will sich und anderen den Eindruck vermitteln, als ein Freier zu handeln, der niemandem Mitschuld gibt, ja, der mit dem Suizid überhaupt keine Schuldproblematik verbunden sehen will, vielmehr den äußersten Punkt eigener Entscheidungsfreiheit. Jean Améry hat das für sich beansprucht (8).^{*} Ich gestehe, daß ich auch für diese Wortwahl wenig Sympathie habe, weil sie den Blick für den Hintergrund der Suizidneigung eher verschließt als öffnet, indem sie die Leiden, die Verzweiflungen und Aggressionen beiseite schiebt und eine einsame, kalte Freiheit aufbaut. Wer dagegen die Suizidhandlung eines anderen als „Freitod“ bezeichnet, muß sich fragen lassen, ob er das nicht tut, weil er den anderen ganz bei sich selbst behaften will und weil er bestreitet, an der Neigung zu suizidalen Verhaltensweisen oder an der konkreten Vorgeschichte dieses Suizids - nicht als Schuldiger, sondern einfach als Mitmensch, als Weggefährte - beteiligt zu sein. Darum sind auch gegen den Begriff „Freitod“ schwere Bedenken angebracht.

Ob „Selbstmord“ oder „Freitod“, beide Wörter entsprechen mehr dem Interesse an der Schuldfrage als dem Fragen nach dem Sinn der Neigung zum Suizid. Sie vereinsamen den Suizidanten bei sich selbst, und sie erlauben uns Distanz und Urteil. Doch dieses Interesse darf nicht im Vordergrund stehen, denn es verhindert den Zugang zu der Erkenntnis, daß Leben kommunizieren heißt. Und gerade diese *soziale Dimension* von Leben können wir im Blick auf die Frage nach dem Sinn der Suizidneigung nicht ausklammern, denn sie liefert uns, wie wir sehen werden, den Schlüssel zur Antwort.

Die Vorbehalte gegenüber den Begriffen „Selbstmord“ und „Freitod“ gelten auch, wenn sie von denen gebraucht werden, die durchaus nach den (primären) Beziehungen eines an Suizid gestorbenen Menschen fragen. Wo in der Suizidforschung psychoanalytische Theorien zu Hilfe genommen werden, die die Suizidalität entweder mehr im Zusammenhang mit einer Aggressionsproblematik verstehen (1) oder aber mehr im Zusammenhang mit einer Selbstwertkränkung bzw. narzißtischen Kränkung (3) begreifen, steht die *Schuldfrage* nicht zur Debatte. Dennoch schützt dieser Grundsatz nicht davor, daß Ergebnisse psychoanalytischer Suizidforschung von einem moralisierenden Interesse an der Schuldfrage *usurpiert* werden: Es wendet sich dann vom Suizidanten selbst weg und statt seiner einem anderen Personenkreis (Eltern, Freunden, Lebenspartner, Lehrer etc.) in der Umgebung des Suizidanten zu, um die einzelne Suizidhandlung nach dem Schema des Kausalzusammenhanges bei den jeweils „schuldigen“ Verursachern festmachen und den Suizidanten als „Opfer“ verstehen zu können.

Aber was kann das heißen, in unserem Zusammenhang nach der Schuld zu fragen? Es heißt etwas, das damit zusammenhängt, daß wir den Tod durch Suizid zu den „nicht natürlichen“ Todesarten rechnen. Bei Suizid ist die Kriminalpolizei zuständig, jedenfalls in der Bundesrepublik Deutschland. Doch hierbei kommt nur die äußere Seite der Dinge in den Blick. In den Krisen unseres Lebens brechen aber gerade jene Seiten unserer Beziehungen zu Menschen und Werten auf, die sich dem Blick auf das Äußere allein verbergen und die wir irgendwelcher Normen wegen strikt unter der Oberfläche verborgen halten. Wenn das so ist, sind Suizid und Suizidtod genauso natürlich oder unnatürlich wie Krebs und Krebstod auch (den wir im

* Zahlen in der Klammer verweisen auf die Nummer des anhangsweise dokumentierten Textes.

übrigen auch verbergen). Beide machen uns ähnlich ohnmächtig und betroffen. Beide geschehen für unser Empfinden zur Unzeit und werden von uns, wenn wir vom sogenannten „Natürlichen“ oder „Normalen“ ausgehen, als unnatürlich, als unnormal empfunden. Doch wie wenig tragfähig dieser Argumentationszusammenhang ist, zeigt die allgemeine Einstellung gegenüber Sterben und Tod überhaupt: Der Aufwand, mit dem das Sterben aus den Häusern, ja aus dem Verständnis des menschlichen Lebens herausgedrängt worden ist, zeugt davon, daß Sterben und Tod nicht mehr als zum menschlichen Leben gehörend, sondern als prinzipiell wegzudrängende Fremdkörper angesehen werden. Hier gibt sich ein positivistisches Lebensverständnis zu erkennen. Seine Attraktion gewinnt dieses Lebensverständnis aus seiner Praxis, in scheinbar eindeutigen Kategorien („normal“/„unnormal“, „natürlich“/„unnatürlich“) vom Leben zu reden. Doch so eindeutig ist das Leben nicht. Suizid oder Krebs können nicht abgetan werden mit einem Verweis auf etwas Natürliches oder Normales, wozu sie nicht gehörten. Spätestens die Suizid- (wie auch die Krebs-) Statistik spricht davon, wie allgegenwärtig der Suizid nicht nur als Möglichkeit ist.

2. Die Umgangssprache ist die Brücke zum Verstehen

Manche Ausdrücke unserer Umgangssprache, die ich im folgenden ein wenig näher betrachten möchte, wissen mehr vom Leben und seiner paradoxen Grundstruktur als jenes positivistische Denken.

Wenn wir z.B. sagen, einer habe „*Hand an sich gelegt*“, so steht dieser Ausdruck doch in ganz unmittelbarer Nähe zu dem Begriff „Hand anlegen“. Wer Hand anlegt, ist ein tatkräftiger Mensch, der etwas zum Besseren wendet, etwas verändert, der die Dinge einfach nicht so laufen läßt, sondern: die Ärmel hoch - und Hand angelegt! Im Zusammenhang mit einer (gar beabsichtigten) Verschlechterung von Zuständen kenne ich den Ausdruck nicht. Das aber kann darauf deuten, daß auch derjenige, der Hand *an sich* anlegt, eine Veränderung seiner Situation zum Besseren sucht, auch wenn von außen betrachtet alles anders aussieht. Das Paradox kommt in den Blick.

Das Wort „*sich umbringen*“ nennt einen wesentlich äußeren Aspekt, nämlich den des Sich-selbst-Fällens aus der Senkrechten in die leblose Waagrechte, ins tote Liegen (was übrigens der Kreislauf-Kollaps, von außen betrachtet, auch tut: er stellt eine Art „Sicherung“ dar, damit der, der sich übernommen hat, wieder einmal zur Ruhe kommt). Der lateinische Begriff „*Suicid*“ sagt dasselbe. Beide Begriffe sind im wissenschaftlichen wie im alltäglichen Reden allen anderen vorzuziehen, weil sie ohne (moralische) Wertung bleiben.

Der wohl am meisten gebrauchte Ausdruck - „*sich das Leben nehmen*“ - eröffnet von neuem, und wie mir scheint, noch einmal besonders eindrucksvoll, den Blick für das Paradoxe und *darin Sinnvolle* des suizidalen Handelns. Um die Rede von einem paradoxen Sinn der Suizidhandlung verstehen zu können, muß noch einmal an die Thesen von Heinz Henseler erinnert werden. Er sagt in Anlehnung an die Narzißmusforschung, daß der Suizidale das Gefühl hat, daß ihm das Leben verloren gehe, ja daß es sich so *gegen* ihn wende, daß es zu einer ständigen Kränkung wird, der er nicht länger standhalten kann. Mit der Suizidhandlung versucht er deshalb, dem endgültigen Verlust seines Selbstgefühls zuvorzukommen, - natürlich, um es zu retten (3). Wenn das so ist, dann läßt sich der Ausdruck, daß sich einer „sein Leben nimmt“, nicht nur im Sinn von „wegnehmen“ verstehen, sondern eher als ein aktives Zugreifen und Erfassen von etwas, was verloren zu gehen, was ihm unter den Händen zu zerrinnen und unter den Zwängen von außen weggenommen zu werden droht. Es geht also um etwas in sich sehr Sinnvolles, ja Not-Wendiges. Und ich denke, der

geläufige Ausdruck „sich das Leben nehmen“ muß in diesem Sinn gehört werden. Es geht ums Leben, wo sich einer sein Leben nimmt. Das ist zuerst zu verstehen, wenn Suizidale verstanden werden sollen.

Diesen Blick verstellt die Schuldfrage aber, gerade weil sie die Suizidhandlung eindeutig, und zwar eindeutig negativ, wertet. Doch nur wer von jenen Antrieben und Anteilen der Suizidhandlung her argumentiert und denkt, die auf das Leben ausgerichtet sind, kann mit einer ansteigenden Suizidneigung etwas anfangen, kann damit anders als nur ohnmächtig umgehen. Nur wenn diese auf das Leben gerichtete Suche gesehen wird, können wir bei einer aufkommenden Anfälligkeit für suizidale Tendenzen nach Mitteln Ausschau halten, die die „Lebenssucher“ zu einem Ziel *im Leben hier* führen. Die Schuldfrage führt zu nichts, weil sie dem Grunde nach urteilen will und weil sie ausschließlich rückwärts gewandt ist. Hilfreich ist allein eine Sicht, die der Lebenssuche eine (zukunfts zugewandte) Aussicht gibt, indem sie die bisherige Leidensgeschichte für neue Lebensbeziehungen öffnet.

Ins Zentrum der Probleme, um die es beim Suizid geht, führt nur eine Sicht von Leben, die in der Lage ist, Uneindeutigkeiten auszuhalten und zu akzeptieren: daß Scheitern menschlich ist, zum Leben dazugehört und nicht gleichzusetzen ist mit einer Sinnlosigkeit des Lebens überhaupt. Deshalb sage ich als Zwischenthese: *Der in die Nähe des Suizid geratene Mensch sucht sein Leben in dieser Phase seines Lebens über den Tod zu erreichen.*

Beziehungen zwischen Menschen können zerbrechen; Ziele, die wir vor Augen hatten, erreichen wir oft nicht. Zerbricht das ganze Leben, wenn Beziehungen zerbrechen? Ist das ganze Leben verfehlt, wenn einzelne, wichtige Ziele verfehlt werden? Es ist eine alte Erfahrung, daß solche allgemein gestellten Fragen nicht allgemeingültig beantwortet werden dürfen, wenn nicht nur das Leben schlechthin - aber was ist das wohl? -, sondern wenn die konkreten Menschen verstanden und ernstgenommen werden sollen. Und da zeigt sich eben, daß verwandte Situationen von unterschiedlichen Menschen auch sehr unterschiedlich erlebt und ertragen werden. Der eine zerbricht an seinen zerbrechenden Beziehungen zu anderen Menschen, und der andere nicht. Während der eine das ganze Leben aus dem Blick verliert, wenn ein wichtiges Ziel nicht erreicht werden kann, steuert der andere dann umso intensiver ein neues Ziel an.

Warum ist das so? Das Leben suchen alle Menschen wohl in gleich dringender Weise. Die Mittel und Wege aber, um ans Ziel zu kommen, können sich offenbar unter dem Einfluß vielfältiger Kräfte sogar in das Gegenteil dessen verkehren, was allgemein - was also für den Nichtsuizidalen - als Mittel und Weg ins Leben angesehen wird. Darum kann es dazu kommen, daß ein Mensch paradoxerweise mit einer suizidalen Handlung versucht, einen Weg *zum Leben* zu finden, den das bisherige Leben verwehrt hat. Hätte das Leben sich in den Beziehungen zu Menschen und Dingen, die erreichbar waren, für ihn finden lassen, dann hätte der Mensch auch leben und irgendwann einmal lebenssatt sterben können. Da es sich nicht oder irgendwann einmal nicht mehr hat finden lassen, „legt er Hand an sich“ und folgt so den Phantasien vom Leben, die durch den Tod erreicht werden sollen und von denen Menschen nach überlebten Suizidhandlungen berichten: von Ruhe und Geborgenheit ist die Rede, von Frieden und Wärme, bei anderen auch von Kälte, aber von Kälte nicht als Nichts, sondern gewissermaßen als Abkühlung nach dem Sein in einem brennenden Haus. Von „Nicht-mehr-gekränkt-sein-Wollen“ ist die Rede. Dieses bisher nicht gefundene oder verweigerte Leben nimmt sich der suizidale Mensch, wenn er „Hand an sich legt“, „sich sein Leben nimmt“.

Diese Phantasien meinen also nicht ein Gar-Nichts, wo es hingehen sollte, sondern zielen auf das angenehme Erleben eines Seins, in dem die Menschen von dem Leben-Müssen im bisherigen Leben erlöst sind (2). In religiöser Sprache gesprochen geht es um den Weg zu einer Neugeburt. Die psychoanalytische Forschung spricht von dem phantasierten Rückzug in einen „harmonischen Primärzustand“, wie ihn der Mensch während seiner Entwicklung im Mutterleib in der symbiotischen Verbindung mit der Mutter erlebt und seit je in Paradiesbildern ausgemalt hat.

Wenn der Suizidale also paradoxerweise sein Leben über den Tod sucht, so kann dies die Antwort darauf sein, daß seine Umgebung, seine Eltern und Lehrer zum Beispiel, ihm sein Leben gerade mit den Mitteln verweigert haben, mit denen sie es fördern wollten. Es ist wichtig zu betonen, daß den Erziehenden damit nicht einfach der „Schwarze Peter“ zugeschoben wird. Denn es ist davon auszugehen, daß Eltern und Lehrer mit den besten Absichten erziehen. Alles andere ist vollkommener Unfug und wird niemandem gerecht. Ich weiß jedenfalls keinen Grund, sie des Gegenteils zu verdächtigen, und schon gar nicht pauschal. Daß sich manches Gutgemeinte paradoxerweise ins Gegenteil verkehren kann, ist zwar eine alltägliche Erfahrung, aber sie ist tragisch zu nennen und hat mit einer Schuldproblematik im moralischen und rechtlichen Sinn, so daß man einen dafür „verhaften“ könnte, nichts zu tun. Ich spreche von Tragik, weil sich hier leider mit oft tödlichen Folgen zeigt, daß nicht für jeden gut, hilfreich oder zumindest noch erträglich ist, was sich nach unserer eigenen Erfahrung als gut, hilfreich oder zumindest noch erträglich erwiesen hat. Je mehr wir solche Tragik als zu uns gehörend auch an uns selbst als Möglichkeit heranlassen, umso eher werden wir im konkreten Fall auch die Gefahr erkennen, die von uns selbst ausgeht, und mit unseren menschlichen Möglichkeiten abzuwenden, zumindest aber aufzufangen versuchen.

Ich verdeutliche nun diesen doppelt paradoxen Zusammenhang an zwei Leitsätzen und an einer Redensart, die mir geläufig sind und die in der Erziehung eine große Rolle spielen.

3. „Unser Kind soll es einmal besser haben“

Der erste Leitsatz, der manchen Lebensweg bestimmt, lautet:
„Unser Kind soll es einmal besser haben“.

Was andere Leute, mit denen wir leben, von uns sehen und sagen, ist nur die eine Seite unserer Existenz. Wir selbst kennen noch eine andere Seite. Wir haben noch ein anderes Bild von uns, ein Bild davon nämlich, wie wir gerne aussehen, wie wir gerne sein würden, wenn es uns das Leben nicht verhindert hätte. Dieses andere Bild ist *das Bild vom ungelebten Leben*, von den nicht entfalteteten Möglichkeiten, von den nicht erschienenen Gelegenheiten und Beziehungen, auch von der nicht ergriffenen Chance, die nun schon so lange zurückliegt und die uns immer wieder einfällt. Dieses Bild zeigt uns mit den Zügen, die wir an uns lieben, und ist frei von denen, die wir an uns gar nicht mögen. Wir lernen zwar im Laufe des Lebens einzusehen, daß dieses Bild ein Wunschbild bleibt, aufgegeben wird es deswegen aber nicht. Und durch niemanden scheint sich uns Menschen eine so große Chance anzubieten, wie durch unsere Kinder, das ungelebte Leben doch noch vom eigenen Fleisch und Blut gelebt werden zu lassen, es doch noch in die Realität zu bringen.

Und so werden Kinder auf jenes Bild vom ungelebten Leben hin von Vater und Mutter angesprochen und angesehen. Der Rahmen dieses Bildes wird um ihre werdende Gestalt und um das Gesicht gelegt, dessen Züge vom eigenen

Wunschbild her ihre Konturen bekommen möchten. Und damit jetzt keiner auf den Gedanken kommt, diesen Wunsch und diesen Blick zu kriminalisieren, muß man natürlich dazu sagen, daß auch alle Erziehung mit einem guten Bild verbunden ist. Ganz passend dazu und scheinbar stillschweigend einverstanden, beginnen die Kinder sehr früh, ihren Eltern mit einem sogenannten Identitätenspiel zu antworten. Sie merken, daß sie Entzücken auslösen, wenn sie mit ihrem Werden ins Bild passen, aber Unwillen erregen, wenn sie aus dem Rahmen fallen. Da Kinder auf Liebe und Entzücken angewiesen sind, um wachsen zu können, bemühen sie sich, immer wieder ins Bild zu passen und nicht aus dem Rahmen zu fallen. Andererseits verlangen aber die unverwechselbar eigenen Persönlichkeitselemente des Kindes, für sich selbst, für das noch unausgeprägte *eigene Wesen*, Ansprache und Förderung und dadurch ein Entwicklungs- und Lebensrecht zugestanden zu bekommen. In den allermeisten Fällen kommt es zu einem Kompromiß zwischen dem Bild, das die Eltern vom Kind haben, und der eigenen Persönlichkeit des Kindes, die heranwächst und von den Eltern mehr oder minder gerne als Gegenüber zu ihnen selbst angenommen wird.

Wo aber die eigene Gestalt und das eigene Wesen des Kindes durch das Bild vom ungelebten Leben der Eltern gar keine Lebensmöglichkeit erhalten, beginnt ein Prozeß, der in die Katastrophe führen kann. Um des Überlebens willen nimmt das Kind die fremde Identität an, für die es mit Liebe belohnt wird, und die Frage, wer es ist, wird immer selbstverständlicher von der ihm aufgesetzten Elternidentität her beantwortet. Das Ich ist also vorgespielt, uneigentlich, fremdbestimmt, hat keine Mitte und keinen Grund im eigenen Leben. Das eigene Gesicht bleibt verschwommen, unentwickelt und kommt naturgemäß nicht ans Licht. Da, wo die Mitte des Menschen sein sollte, ist ein Vakuum. Der heranwachsende Mensch versucht, dieses Vakuum mit vielem, was er nun oral in sich hineinstopft, zu füllen; doch das „Loch im Ich“ (G. Ammon) füllt sich dadurch nicht. Es füllt sich nur der Leib. Das wirkliche Defizit bleibt: Die Eltern haben dem Kind trotz bester Absichten deutlich gemacht, daß es *als eigenes Wesen* der Liebe nicht wert ist, denn sie haben das, was als keimendes Selbst, als werdende „Mitte“ da ist, ja nicht sehen wollen oder nicht sehen können.

Warum auch immer das so geworden ist: mit dem Bild vom ungelebten Leben der Eltern, mit der ausgeliehenen Identität läßt sich nur so lange leben, wie das wahre, aber unentwickelte Gesicht nicht gezeigt werden muß. (Das gilt auch für diejenige Identität, die zur Nachahmung von Idolen wie ein Kleid übergestülpt wird.)

Sehr vielen gelingt es sogar, im Konkurrenzkampf von Kindergarten, Schule, Lehre oder Universität das Identitätenspiel fortzusetzen, das zu Hause gelernt werden mußte, um leben zu können. Dann übernehmen eben diese Institutionen Mutterfunktionen, weil sie ja nun alles Wohlverhalten des Heranwachsenden mit guten Noten und Prestigezuwachsen belohnen und unangepaßtes Verhalten bestrafen können. Aber für viele werden diese Institutionen, und zwar jede neue mehr als die vorhergegangene, dann doch zu dem Ort, an dem die gespielte Identität nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Denn die anderen, die mit in dieser Institution leben, können sich mit der vorgespielten Identität nicht ewig zufrieden geben. Und zumal dann, wenn sie eine persönliche Beziehung herstellen wollen, wollen und müssen sie nicht nur den Musterschüler, sondern irgendwann auch den Menschen selbst einmal sehen und erleben. Gibt sich aber der Mensch gar nicht als liebenswert zu erkennen, so wird der Musterschüler von den Mitschülern als „Streber“ bekämpft. Für ihn aber wird nun die vorgespielte Identität zum Martyrium, in dem sich nicht lange leben läßt, weil es kein Gegengewicht mehr gibt. Die Folge davon ist: der Schüler fällt aus der Rolle und verliert nicht nur seine ausgeliehene Identität, sondern zusätzlich sowohl die Achtung der Mitschüler als auch - was dann verheerend ist -

die Liebe der Eltern, für die er nun ein Versager ist, der ihre Wunschbilder enttäuscht - unverständlicherweise. Für den Schüler ist das Weiterleben mit jedem Tage mehr ein Erleben von Zerstörung. Aus dem Untergrund des Verdrängten taucht das unentwickelte, konturenlose, mehr gefürchtete als geliebte eigene Gesicht auf, das keiner kennt und schon gar niemand mag. Es hat in der Welt keinen Platz. Der fortschreitenden Erfahrung, zerstört zu werden, weicht der Schüler aus und versucht, durch die Suizidhandlung überhaupt dem Zwang zu entgehen, er selbst zu sein und ein eigenes Ich haben zu müssen. Deswegen ist es absolut sinnlos, ihn auf dieses Selbst, auf seine Mitte, hin anzusprechen, sie gewissermaßen durch Appelle und Aufrufe hervorkommen lassen zu wollen. Sie ist nicht da.

„Unser Kind soll es einmal besser haben“ - das kann also eine gefährliche Parole werden. Wenn nämlich das, was „besser“ sein soll, bei den Kindern auf einen Mangel bezogen wird, den die Eltern in *ihrem* Leben empfinden. Dann nämlich werden die Kinder buchstäblich um ihr eigenes Leben gebracht und müssen versuchen, sich das eigene Leben zu nehmen. Sie müssen die Lücken im Leben der Eltern oder anderer füllen und wollen doch sie selbst sein.

Ich begreife in diesem Zusammenhang auch das Phänomen, das sich in der Bundesrepublik Deutschland wie auch in der DDR beobachten läßt, daß Jugendliche zunehmend die Arbeit verweigern. Das ist ein sehr beunruhigendes Phänomen für die Generation ihrer Eltern, die sich fragt: „Was wird dann später mit den Renten für uns, wenn die jungen Leute sie uns nicht verdienen werden?“ Die jungen Leute verweigern die Arbeit - so deute ich das Phänomen -, weil sie gemerkt haben, daß sie zuallererst als Funktionierende in einem Wirtschaftssystem interessant sind, und dafür wird nur ihre Arbeit gebraucht. Wer sie als Menschen sind, ist absolut uninteressant. Und folglich verweigern sie genau an diesem Punkt, wo nur das System interessant ist, das, was es stützen könnte: die Arbeit. So versuchen sie, sich „ihr Leben zu nehmen“.

Der Satz „Unser Kind soll es einmal besser haben“ kann sich aber auch zu einem Segen im Leben der Kinder auswirken: wenn er den Willen und die Fähigkeit der Eltern meint, das Eigenständige im Wesen der Kinder zu fördern und ihnen damit etwas angedeihen zu lassen, was die Eltern sich selbst oft nur unter Mühen (gegen ihre Eltern) haben erkämpfen können, als sie jung gewesen sind. Das Beste, was Eltern und Kindern geschehen kann, ist, daß sie im Umgang miteinander fragen lernen, was denn dieses „besser“ aus jener geflügelten Rede eigentlich sein könnte bzw. wie man so etwas qualitativ bestimmt: Was müßte *mehr* da sein? Im besten Fall entdecken die Eltern nämlich dabei, daß sie selbst durch die Eigenständigkeit ihres Kindes das Mehr im Leben *mit* dem Kind erreichen, insofern nämlich durch das Kind eine Position, die es in ihrem Leben bisher nicht gegeben hat, nun zusätzlich da ist. Das Leben wird reicher. Das zu bedenken, ist ein Anknüpfungspunkt für das Gespräch von Eltern und Jugendlichen, weil beide oft aus der Unfähigkeit heraus, sich vermitteln zu können, was sie gut finden und für sich selbst gern „besser“ (gehabt) hätten, gegeneinander aufbegehren, wenn sie merken, daß der Gesprächspartner etwas anderes „gut“ und „besser“ findet. Die Angehörigen der unterschiedlichen Generationen und die Verteidiger unterschiedlicher Wertskalen müssen sich deshalb gegenseitig einladen zu einer *gemeinsamen* Interpretation dieses „besser“. So können sie sich selber einbringen in ein Gespräch mit den anderen, ja, in die Vielfalt, die das Leben ausmacht, weil das Leben durch die Vielfalt von lebendigen Menschen repräsentiert wird.

Nicht das ist wohl das wirklich Gefährliche im Umgang mit Kindern, daß die Ziele zu hoch gesteckt werden, denen sie nachlaufen sollen. Das ist zwar schlimm genug, aber das offenbart sich in der Regel ziemlich schnell. Schlimm ist, wenn die Ziele wesensmäßig nicht zu einem Kind passen. Und schlimm ist, wenn die Kinder trotzdem auf dieses Ziel hingebogen werden, wenn also ihr Wesen umgebogen werden muß. Nicht, daß das Kind viel leisten muß, ist das Problem, sondern daß es etwas leisten muß, was ihm nicht liegt, was ihm fremd ist und was es sich selbst fremd werden läßt. Es geht nicht so sehr darum, das Leistungsvermögen mengenmäßig zu überziehen; das hat bald seine natürlichen Grenzen. Schlimm ist es, wenn die Ziele fern von den Lebensbedürfnissen des Menschen angesiedelt sind und den eigenen Interessen und Bemühungen zuwiderlaufen. Alle Ziele, die das eigene Streben, Suchen und Sich-entfalten-Wollen verneinen und darum das Selbstgefühl kränken, sind gefährliche Ziele, die die Freude am Leben verhindern, weil sie die Freude am *eigenen* Leben untergraben. Da legt sich das Ausweichen nahe, das Aussteigen aus dieser Lebensreise, um nicht mehr weitermachen zu müssen auf ein bedrohliches Ziel zu: Suizid oder Sucht, pauschale Zielwertverleugnung im Kultur- und Zivilisationsbereich (wie bei den sogenannten Jugendreligionen) und andere Verweigerungen sind die Antworten.

4. „Das darf doch nicht wahr sein“

Die zweite stehende Rede lautet: „Das darf doch nicht wahr sein“. - Zu den Antworten auf solche Sätze, die ganze Bereiche der Wirklichkeit ausblenden, gehört das Durchbrechen von Tabugrenzen. Wenn etwas, was wahr ist, tabuisiert, also totgeschwiegen werden soll, besteht der Protest dagegen notwendigerweise in dem Versuch, das, was wahr ist, hervorzukehren. Auch unter diesem Aspekt lassen sich Suizidhandlungen als sinnvolle Handlung verstehen: Mit der Suizidhandlung hält der Jugendliche, hält aber auch der Erwachsene, seiner Umgebung und dem Vitalismusdenken unserer Zeit den verdrängten Tod entgegen. Und das scheint mir ein wesentlicher Dienst in unserer Zeit, eine „Leistung“ der zunehmenden Suizidalität zu sein, wenn ich das einmal so zugespitzt sagen darf: Mit der Suizidhandlung gibt der suizidal-werdende Mensch die *lebensfeindliche* „Lebens“-Qualität unserer Konsumgesellschaft von innen her zu erkennen (4). Das „Irgendwo-Nirgendwo“, zu dem der Suizid führen soll, ist demgegenüber nämlich offenbar noch attraktiver als das Vitalismus-Denken der „Möchte-gern-ewig-Jungen“ (wie z.B. der ewigen Jeansträger, die der Jugend nicht einmal die eigenen Hosen lassen).

In ganz besonderer Weise aber zeigen Suizidhandlungen die innere Perversität von Lebenskonzepten auf, die durch einen *Zwang zur Harmonie* gekennzeichnet sind. Da muß Harmonie herrschen, da muß alles intakt sein und funktionieren, da darf nur wahr sein und wirklich werden, was zu dem Harmoniekonzept paßt! Insbesondere innerlich gespaltene Familien, die längst keine offene Kommunikation zwischen den Eltern mehr kennen, verbieten das Austragen von Konflikten und suchen beständig nach Sündenbockelementen, die sie ausmerzen und heraustrennen können, um die grundsätzliche Gespaltenheit sich und anderen nicht eingestehen oder gar öffentlich werden lassen zu müssen - denn: „Das darf eben nicht wahr sein“, obwohl es die Wahrheit ist. Das suizidale Kind ist wie der suizidale Erwachsene dasjenige Glied in der Kette der Familienmitglieder, das am sensibelsten ist und die ungeheure Lüge des Harmoniediktates nicht beliebig lange ertragen kann. Mit der Suizidhandlung kehrt es vielmehr den inneren Konflikt der ganzen Familie nach außen, hält es das Verborgene und Verbotene von Wirklichkeit ans Licht, setzt es das verbotene Recht auf Krisen, Wandel und sogar Scheitern einfach wieder ins Recht, ins Recht auf Existenz. Allerdings zeigen dann solche Familien

nach Suizidhandlungen die Tendenz, die Handlung als Unfall darzustellen und zu vertuschen, um das alte Konzept doch noch retten zu können. Wo es aber zum Tod durch Suizid kommt, drücken die Angehörigen und Freunde glaubhaft ein totales Unverständnis aus, Fassungslosigkeit - und das ist ernst zu nehmen. *Das* können sie von ihrem Lebenskonzept her auch nicht fassen, daß da jemand in ihrer Mitte Kraft und Willen verloren hat, an dem Bild von Harmonie weiterzumalen, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt. Sie können es nicht fassen, daß es wahr sein soll, daß ein Mitglied der eigenen Familie das lebensfeindliche Ideal der Störungsfreiheit nicht geteilt haben sollte, sondern darauf besteht, daß Konflikte ausgetragen werden, daß unterschiedliche Empfindungen und Wertbindungen vorhanden sein dürfen. Leider tauchen oft erst im nachhinein, nach einem Suizid (-versuch), Fragen auf wie diese: Sollte es wahr sein, daß *der Sinn des Lebens nicht Harmonie um jeden Preis, sondern das Leben selbst* ist? Sollte es wahr sein, daß es zuerst darum geht, das Leben zu leben und Leben zu erfahren, und zwar auch mit Schmerzen, mit Krisen und mit Abschieden? Sollte es wahr sein, daß der Sinn des Lebens gerade in der Vielfalt der Charaktere und Begabungen und in der Vielgestalt der Lebenswege zu finden ist? Bis zur suizidalen Katastrophe hat diese Wahrheit zumeist nicht wahr sein dürfen. Da hatten alle Prinzipien und Lebensängste Vorrang vor dem Leben, - was nicht mit Häme zu sagen ist, sondern als Unfähigkeit betrauert werden muß. Doch die Dynamik des Lebens und die Kraft, mit der wir Menschen nach dem Leben suchen, läßt sich nicht wegretuschieren. Das ist das wirklich Tröstliche. Insofern lesen und begreifen sich viele Geschichten von Suizidhandlungen gerade als die Entlarvung einer großen Retusche. Die Suizidanten haben mit ihrer verzweifelten Tat die Lebensfeindlichkeit bestimmter Konzepte aufgedeckt. Und so haben sie in vielen Fällen den Zurückgebliebenen einen teuer bezahlten Dienst geleistet.

5. „Das Leben satt haben“ und „lebenssatt werden“

Ich wende mich nun noch einer Redewendung zu, die in diesem Zusammenhang eine große Rolle spielt: „das Leben satt haben“. Ich setze daneben eine biblische Wendung: „lebenssatt werden“ bzw. „lebenssatt sterben“ (z.B. 1. Mose 25,8; 35,29) .

Es ist eine Binsenwahrheit, daß wir oft etwas satt haben. Wir sehen dabei die Geste vor uns, etwas hinzuschmeißen, Lästiges, Unangenehmes, schlecht Schmeckendes wegzuschieben. Wären da nicht Höflichkeitsgebote und andere Zwänge, dann würden wir vielleicht sogar das, was wir satt haben, ausspucken, an die Wand, auf den Boden, irgendwohin. Kinder tun das noch - glücklicherweise -, sie spucken den Brei und den Spinat aus, der ihnen oft gewaltsam in den Mund geschmiert wird, schlimmstenfalls der Mutter ins Gesicht. Meistens werden sie dafür bestraft, bestraft dafür, daß sie das, was ihnen nicht schmeckt, nicht schlucken wollen. Sie werden bestraft dafür, daß sie gegen ihr Inneres nicht angehen wollen. Nicht nur die Liebe geht durch den Magen. Erwachsene sagen oft, was sie alles „hinunterschlucken“, „in sich hineinfressen“; sie erklären das sogar mit einem Anflug von Stolz über ihre so gut funktionierende Selbstkontrolle, die sie nichts mehr zeigen läßt von Ärger, Haß, Wut, Empörung, Streß oder Trauer. Dabei würden sie das alles eigentlich ganz gerne zeigen, wenn sie nicht von Kindesbeinen an gelernt hätten, es zu verbergen. Schließlich liegt ihnen das Hinuntergeschluckte, Hineingefressene, wie ein „Stein im Magen“ oder in der Brust. Steine machen aber nicht satt, Widerwillen und Ekel erst recht nicht. Daß man schließlich ein solches Leben satt hat und nichts mehr davon aufnehmen kann, ist zu glauben. Es ist das Vollgestopftsein mit immer der gleichen un-guten Speise, die man schließlich nicht mehr riechen kann, die einen buchstäblich „ankotzt“.

Daß hier so viel von Essen und Verdauen die Rede ist, hat seinen Grund in der Erfahrung gerade mit jungen Menschen, die nach Selbstmordversuchen ihr Lebensgefühl ausnahmslos mit solchen Worten ausdrücken. Ihr Leben erscheint ihnen vorge setzt, ohne Chance zu wählen, es selbst zu gestalten. Resigniert sprechen sie von Vorgekau tem, das sie nur noch „schlucken“ müssen, nach dem Motto: „Hier wird geessen, was auf den Tisch kommt“, und keiner fragt, ob sie sich nicht lieblos abge speist vorkommen in diesem Leben.

Nicht nur Jugendliche, auch Erwachsene empfinden und sprechen so. Junge und Alte kennen zum Glück auch die andere Seite dieser Wahrheit: Wer lebenssatt ist, ist erfüllt vom Leben. Bedenken wir, wie weit verbreitet dieser Sprachgebrauch ist, so zeigt sich eben, daß nicht nur die Liebe, sondern mit ihr auch alle Lebensunlust durch den Magen geht, Seele und Leib betrifft. Und schon in den Berichten der Bibel über das Leben der Erzväter ist das zu finden. Starb einer von ihnen, so lesen wir nicht nur die Zahl der Lebensjahre, sondern auch die Bemerkung, er sei „alt und lebenssatt“ gestorben. „Lebenssatt“ heißt dann aber gerade nicht, daß sie voller Verzweiflung und Lebensekel starben, sondern es bedeutet: Das Leben hat ihren Lebenshunger stillen können. Es war dann von dieser Speise genug, als sie starben. Das Sterben fällt dem nicht schwer, der das Leben in seiner Vielfalt und Farbigkeit gesehen und gelebt hat. Er kann, ja er will irgendwann Abschied nehmen, wie ich in den zehn Jahren, die ich als Pfarrer in einer Dorfgemeinde verbracht habe, immer wieder von alten Menschen gehört habe. Sie waren durchaus bereit zu gehen - etwas, was manchem heute ganz unvorstellbar erscheint. Wenn dagegen heute so viele Menschen das Leben selbst satt haben, es zum Ausspucken schlecht finden, dann kann dieser Zeitpunkt überhaupt nicht kommen, an dem man einmal genug hat, denn dann jagt man ja zeitlebens dahinter her, überhaupt einmal etwas zu essen zu kriegen.

Nun ist es eine alte Erfahrung: Wo wir unter vielen Speisen wählen dürfen, da werden wir durch Vielfalt und Buntheit verlockt und gereizt, da geraten Phantasie und Speichel in Fluß, und haben wir die Qual der Wahl, die ja immer noch besser ist als keine Wahl, durchgestanden, haben wir gewählt, dann genießen wir Speisen und Appetit daran. Es ist eine Lust zu leben, und es ist egal, ob es dabei um leibliche, sexuelle, geistige oder geistliche Genüsse geht, oder um Speisen, die alles in allem sind. Wichtig ist: diese Speisen machen satt und erfüllen uns *mit Leben*.

„Das Leben satt haben“, „lebenssatt sein“ - wo ist der Unterschied? Offenbar liegt es daran, ob die „Speise“ Leben uns mit Liebe zubereitet oder aber lieblos vorgesetzt wird. Im ersten Fall kann die Speise unseren Lebenshunger stillen, macht sie lebenssatt. Im anderen Fall wird das Leben zum Fraß, es ekelt uns an. An der Zubereitung liegt es. Und es ist ein Zeichen von seelischer Gesundheit, lieblosen Fraß zu verweigern, wann immer es geht.

Die Dinge, mit denen Kinder vollgestopft werden, sind sehr vielfältiger Art. Sie alle stellen in gleicher Weise das Bemühen dar, den Kindern viel vom Leben zu geben. In Wirklichkeit verhindern diese Ersatz-Teile von Leben den Zugang zum Leben selbst. Darum müssen sich Eltern und Kinder, Freunde und Bekannte gegenseitig ermuntern, sich das Leben, das sie haben, erst richtig zu *nehmen*, indem sie es annehmen, genießen und ausschöpfen lernen nach den Möglichkeiten, die da sind. Es geht für jeden von uns um den eigenen Weg im Leben.

6. Die Lebenssuche muß im Mittelpunkt der Gespräche mit Suizidgefährdeten stehen

Ich fasse zusammen und versuche, noch ein paar Konsequenzen daraus zu ziehen. „Hand an sich legen“, „sich das Leben nehmen“ - hinter dem, was zuerst negativ klingt, verbirgt sich die Kraft, ein unerträglich gewordenes Leben zum Besseren ändern zu wollen. „Unser Kind soll es besser haben“, „Das darf doch nicht wahr sein“ - gute Prinzipien, die sich aber als Verbote, *selbst* zu sein, erweisen können und nicht allein im wörtlichen Sinn verstanden werden dürfen. „Freitod“ und „Selbstmord“ - Bezeichnungen, die den Toten bei sich selbst behaften können und zeigen, wie wenig lebensgerecht scheinbar Objektivität sein kann.

Also kommt es gerade im Gespräch mit Suizidalen darauf an, auf den *paradoxen Anteil des Redens* zu achten, auf das scheinbar Nicht-Sinnvolle zu hören. Wenn einer sagt: „Ich kann nicht mehr“, dann brauchen wir uns nur ein Bild vorzustellen, wo jemand etwas schleppen muß und irgendwann nicht mehr kann; d.h. dahinter steht schon ein Verständnis vom Leben als einem einzigen Muß. Und dann ist darüber zuerst zu reden.

Wenn einer sagt; „Ich sehe keinen Ausweg mehr“, dann redet er wie jemand, der im brennenden Haus sitzt und raus muß, und dann ist über das Leben als brennendes Haus zu reden. Hinter dem Satz „Ich sehe keinen Ausweg mehr“ kann aber auch ein Verständnis von Leben stehen, das Krisen überhaupt als unmenschlich ansieht und darum auf alle Fälle zu vermeiden sucht - ohne sie vermeiden zu können. Dann ist sicher zuerst über dieses gefährliche Verständnis von Leben zu sprechen.

Es geht also in allem darum, etwas, was uns in uneigentlicher (paradoxe) Rede begegnet, in eigentliche Rede rückzuübersetzen. Zuerst betrifft das die *nonverbalen Handlungen* eines Suizidversuches: Sie müssen in eine *verbale Aussage* hineinübersetzt werden, damit wir sie verstehen können. Aber es geht auch darum, die Zerstörungsmittel, die ein Mensch auf der verzweifelten Suche nach Leben eingesetzt hat und die sich scheinbar eindeutig präsentieren, als Lebensmittel zu begreifen. Es geht im Gespräch vor allem immer wieder darum, das Ziel herauszufinden, zu dem die Reise hingehen soll. Erst danach kann man dann auch über die Mittel reden. Und dabei muß man natürlich auch darüber reden - ich hoffe, daß das deutlich geworden ist -, daß der Suizid, ob man ihn nun mag oder nicht, fürchtet oder nicht, ein Mittel *ist*, das ergriffen *wird* in seiner paradoxen Gestalt, in der BRD 14 000 bis 15 000 mal im Jahr; und hinzukommt ein Zehnfaches an Versuchen.

Das Ziel muß ermittelt werden! Und wenn man dem Ziel, erträgliches Leben finden zu wollen, recht gibt, dann kann man mit einem Menschen anfangen, über die Wahl der Mittel zu reden und zu fragen, ob sie dem Ziel angemessen sind. Wird aber der Suizid als (paradoxes!) Mittel der Lebenssuche im Gespräch tabuisiert, kann leicht auch die Lebenssuche selbst als Gesprächsgegenstand mit totgeschwiegen werden, und dann ist auf das Gespräch als Verständigungsmittel nicht mehr zu hoffen. Es geht also z.B. im Gespräch mit Menschen nach einem Suizidversuch darum, das, was man für sich selbst aus religiösen oder anderen Gründen ablehnt, im Gespräch erst einmal als die eigene Leistung dieses Menschen anzuerkennen und sich zu sagen: er hat da eine Änderung in einer für ihn unerträglichen Situation vornehmen wollen. Und es ist ihm zuzugestehen, daß die Verhältnisse, in denen er lebt, für ihn unerträglich geworden sind. Hier hat es keinen Sinn, Objektivität gegen Subjektivität auszuspielen.

Etwas anderes kommt hinzu: In Gesprächen mit Menschen in suizidalen Krisen geht es immer darum, nicht nur zu fragen: „Worüber reden Sie denn eigentlich in der Familie?“, sondern auch zu fragen: „Worüber reden Sie denn nicht in ihrer Familie?“ Auf diesem Weg läßt sich ein

„Nicht-Themen-Katalog“ zusammenstellen. Gelingt es mit der ganzen Familie ins Gespräch zu kommen, kann jedes Familienmitglied darüber nachdenken, welche Themen warum tabuisiert werden. Und dabei ist es auch wichtig, den Ton mit zu beachten, mit dem manche Wörter und Themen genannt werden; denn der Ton macht nicht nur die Musik, sondern er kann auch die Bedeutung mancher Wörter ins Gegenteil des üblichen Wortsinns verkehren.

Ich nehme den Erzählfaden aus der Beispielgeschichte vom Anfang wieder auf: Weggehen, um ans Ziel zu kommen -, darum ist es bei dem Neunzehnjährigen, bei seinem komplizierten Weg gegangen. Dieser Weg hat ihn allerdings in eine Falle geführt, denn ihm war das Leben außerhalb des elterlichen Hauses grundsätzlich als gefährlich und böse vorgestellt, ja, eingepägt worden. Doch wer zum Leben will, kann sich den Gefahren und Krisen, der Begegnung mit dem Bösen, ja mit dem Tod, nicht entziehen wollen. Davon handelt das - fälschlich - sogenannte „Gleichnis vom verlorenen Sohn“, wenn man es unter einem bestimmten Aspekt betrachtet (Lk. 15,11-32): Der „verlorene Sohn“ bricht ja auch auf, um wiederzukommen. Und er kommt zurück und findet den Weg, der dann vom Erzähler, nämlich von Jesus selber, als Auferstehung bezeichnet wird. Eine der erstaunlichsten Stellen in den Evangelien, daß Jesus diesen Gang des Sohnes in die Fremde als Weg in den Tod und die Rückkehr als Auferstehung bezeichnet hat! „Er war tot und ist wieder lebendig geworden“ (Lk. 15,24 u. 32), er ist auferstanden in das Leben hinein, er ist wiedergeboren worden. Am Ende ist der nach der üblichen Moral „verloren“ gegebene Sohn der durch Gottes Liebe gerettete Sohn!

Fazit: Wir müssen wieder uneindeutiger denken lernen, wir müssen wieder paradoxer denken lernen. Ich glaube, daß der Glaube dafür eine Schule ist. Das zu sagen, gehört nicht nur zu meinem Beruf als Prediger. Darauf lasse ich mich auch wissenschaftstheoretisch gerne ein. Daß der Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat, das steht nicht nur in der Bibel (1. Joh. 5,4), sondern das ist Wahrheit, die erfahrbar ist.

Da anzuknüpfen, daß es um Denkwege geht, die sich nicht in die Eindeutigkeit verrechnen lassen, das bedeutet immer auch, die noch nicht ergriffenen Möglichkeiten und Dimensionen für unser Leben in dieser Welt wach bleiben, sie als etwas, was noch aussteht, vor Augen bleiben zu lassen. Um dieses Unergriffene, das als Chance und Möglichkeit immer noch aussteht, geht es. Wenn man diese Perspektive hat, dann lassen sich die Krisen im Alltag zweifellos leichter durchleben (10).

Das ist allerdings nichts, was wir einem, der nicht mit diesem Horizont lebt, in einer Lebenskrise als Rettungsring zur Selbstbedienung präsentieren können. Zu solchem Zeugnis vom Sinn des Lebens gehören Gegenwart und persönliche Anteilnahme des Zeugen am Leben des in die Krise Geratenen hinzu. Langfristig wird es deshalb eher darum gehen, daß wir die Kräfte mobilisieren, mit denen wir Menschen im Leben miteinander in der Lage sind, zu leben und das Leben nicht nur als ein Muß, sondern als etwas leben, was wir mitgestalten können und wo wir auch die sogenannten negativen Seiten als zu uns gehörig und als unsere Würde nicht verletzend empfinden. Insofern müssen wir immer beides tun: Wir müssen einander helfen, in Krisen weiterzukommen; aber wir müssen zumindest mit derselben Intensität darauf bedacht sein, daß möglichst wenige Menschen dadurch bedroht und tatsächlich zerbrochen werden, daß sie durch die Verweigerung des Rechts, sie selbst sein zu können, ums Leben gebracht werden.

C. Die Deutung des Fall-Beispiels

Gehen wir von dem paradoxen Sinn der Suizidalität aus, dann läßt sich das Fall-Beispiel wie folgt deuten:

Wenn der Sohn sagt, er bekomme „das alles nicht zusammen“, so liefert er selbst den Schlüssel dazu, seine Geschichte zu verstehen. Was er nicht zusammenbekommt, sind die beiden Ebenen, die in der Darstellung des Fallbeispiels bereits zusammengefaßt worden sind. Dem jungen Mann und seiner Umgebung aber sind nur die nach außen gekehrten Elemente des Geschehens zugänglich: daß er gut war in der Schule und daß er es auch zu Hause so gut hatte. Und dazu will nicht passen, daß er wegläuft, das Abitur verschenkt, in der fremden Stadt in „schlechte Gesellschaft“ gerät und ohne Papiere von der Polizei zurückgebracht werden muß - und nun krank ist „davon“. Gemessen an dem, was „gut“ war, sind das sinnlose Handlungen wie der dann folgende ausdrückliche Suizidversuch auch. Daß es dem jungen Mann im Unterbewußten sehr zielgerichtet darum gegangen ist, zweimal relativ kurz hintereinander sein Leben vor einer großen Bedrohung zu retten, läßt sich zwar an dem Aufwand ablesen, mit dem der Flucht- und dann auch der Suizidversuch durchgeführt werden, doch ins Bewußtsein dringt das leider nicht und darum „paßt“ das alles „eigentlich nicht zu dem Sohn“, wie die Mutter sagt. Und doch verbindet sich mit der von außen betrachtet zerstörerischen Flucht und mit der Suizidhandlung etwas Sinnvolles, wenn man die Dinge von einer inneren Dynamik her betrachtet: Zum einen halfen Flucht und Depression mit der damit verbundenen Lernunfähigkeit tatsächlich gegen die drohende Gefahr, von der Mutter wegzumüssen. Das zweite sinnvolle Element kann in der Tatsache gesehen werden, daß es dem Sohn mit der (scheiternden) Flucht gelingt, wenigstens einmal, aus der ihm vorgeschriebenen Lebensbahn auszubrechen und die Angschwelle vor dem Fremden zu überschreiten. Er vollbringt also eine beachtliche Ich-Leistung. Daß dieser Weg scheitern mußte, war klar, weil der junge Mann nicht dazu ausgerüstet worden ist, selbständig sein und handeln zu können.

Die Suizidhandlung läßt sich nur begreifen, wenn sie von beiden Ebenen her verstanden wird, und wenn zugleich davon ausgegangen wird, daß der Sinn der Handlung - so paradox das auch klingt - gerade in dem verzweifeltsten Versuch bestanden hat, das als im höchsten Maß bedroht empfundene Leben zu schützen. Die Intention der Suizidalität ist auf das Leben gerichtet. Ihre paradoxe Gestalt macht die Intention nicht unglaubwürdig, sondern bezeugt vielmehr das Maß an Verzweiflung und Ausweglosigkeit, das der Suizidale durchmacht. Und es ist im Blick darauf auch wissenschaftlich unerheblich, ob suizidale Handlungen im Tode enden oder nicht: zu verstehen sind sie nur als ein dramatischer Schritt auf der Suche nach Leben.

D. 10 Grundsätze für das Gespräch mit Suizidalen

1. Der akut suizidale Mensch durchlebt einen Zustand unerträglichen Leidens.
2. Im Weiterleben wie bisher kann kein Sinn mehr gesehen werden.
3. Das alles Handeln und Nicht-Handeln leitende Motiv ist Suche nach (dem) Leben, das nicht kränkt.
4. Um dieses Ziel zu erreichen, setzt der Suizidale das paradoxe Mittel der Suizidhandlung ein.
5. Die Suizidhandlung ist als außerordentliche Ich-Leistung zu betrachten, die aus dem unerträglichen Leiden zu geschütztem Leben führen will.
6. Verstanden werden können die Suizidhandlungen als solche und die Art ihrer Durchführung nur vom Ziel her: von der ersehnten Neugeburt.
7. Im Blick auf das Ziel kann dann auch mit dem Suizidalen die Frage behandelt werden, ob das Mittel, es zu erreichen, angemessen ist.
8. Da es um Lebens-Suche geht, muß nach Lebens-Mitteln gesucht werden, die im Leben halten.
9. Menschliche Beziehungen sind die angemessenen Lebens-Mittel. Redebeziehungen sind eine Brücke dahin.
10. Voraussetzung für das Gespräch mit Suizidalen ist das Eingeständnis, daß Menschen durch Suizid wie durch Krebs sterben dürfen und daß wir selbst mit wechselnder Intensität an diesen Gefährdungen unseres Lebens teilhaben.

Literaturhinweise

K. Abraham, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido (1924), Fischer Verlag, Frankfurt 1971.

J. Améry, Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod, Klett-Verlag (Edition Alpha), Stuttgart 1976.

J. Bußmann (u. Mitarbeit von H. v. Papen und L. S. Weilemann), Weiterleben. Beiträge zur Suizidverhütung, Hoheneck Verlag, Hamm 1982 (ein Arbeitsbuch für die Gemeindefarbeit).

É. Durkheim, Der Selbstmord (1897), Luchterhand Verlag (Soziologische Texte 32), Neuwied. Berlin 1973.

S. Freud, Zur Einleitung der Selbstmorddiskussion. Schlußwort zur Selbstmorddiskussion (1910), GW VIII 61-64.

Ders., Zur Einführung des Narzißmus (1914), GW X 137-170.

Ders., Trauer und Melancholie (1916), GW X 427-446.

H. Henseler, Narzißtische Krisen. Zur Psychodynamik des Selbstmords (rororo studium 58), Reinbek 1974.

H. Henseler / Chr. Reimer, Selbstmordgefährdung. Zur Psychodynamik und Psychotherapie, Fromman Holzboog Verlag (problemata 93), Stuttgart 1981.

K.-P. Jörns, Nicht leben und nicht sterben können. Suicidgefährdung - Suche nach dem Leben, Herder/Vandenhoeck & Ruprecht, Wien. Göttingen 1979.

H. Krohnert, Narzißmus, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1973.

K. Menninger, Selbsterstörung. Psychoanalyse des Selbstmords, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1978.

J. Meidinger-Geise (Hg.), Komm, süßer Tod. Thema: Freitod. Antworten zeitgenössischer Autoren, Kerle Verlag, Freiburg-Heidelberg 1982.

Chr. Reimer (Hg.), Suizid. Ergebnisse und Therapie, Springer Verlag 1982.

A. Reiner / C. Kulesa, Ich sehe keinen Ausweg mehr. Suizid und Suizidverhütung. Konsequenzen für die Soziologie, Chr. Kaiser/Grünwald Verlag, München. Mainz 1981.

E. Ringel, Selbstmord - Appell an die anderen. Eine Hilfestellung für Gefährdete und ihre Umwelt, Chr. Kaiser Verlag (Beratungsreihe 3), München 1974³.

E. Ringel u.a., Sucht und Suizid, Lambertus Verlag, Freiburg i. Br. 1976.

E. Stengel, Selbstmord und Selbstmordversuch, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1969.

R. Stromberger, Tod eines Schülers, Goldmann Verlag, München 1981.

H.-L. Wedler, Gerettet? Begegnungen mit Menschen nach Selbstmordversuchen, Luchterhand Verlag, Darmstadt. Neuwied 1979.

Zeitschrift: Suicidprophylaxe. Theorie und Praxis. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Selbstmordverhütung (7000 Stuttgart, Leonberger Str. 220).

Textanhang

I. Zu Psychoanalytisch orientierten Suizidtheorien

Text Nr. 1:

Die klassische psychoanalytische Theorie (in Anlehnung an S. Freud und K. Abraham)

H. Henseler, Narzißtische Krisen, 61f

Die erste medizinische Tagung über Selbstmord war das „Symposion über Selbstmord“, das von *Freud* einberufen wurde... Von ihm und *Abraham* stammt auch die Theorie über die Psychodynamik der Selbstmordhandlung, die in der Literatur zum Suizidproblem am weitesten verbreitet ist. Diese Theorie deutet die Suizidhandlung als Ausdruck der Wendung von Aggressionen gegen die eigene Person.

Gegenüber der Theorie von der Autoaggression enthält sie einen wichtigen Fortschritt insofern, als in dieser Theorie die Bedeutung des Mitmenschen für den suizidalen Akt an eine zentrale Stelle gerückt wird. Sie nimmt damit in die psychologische Erklärung hinein, was statistisch seit *Durkheim* (1879) schon bekannt war. Kurz skizziert besagt die Theorie folgendes:

Auf einen Objektverlust (dieser Begriff wird sehr weit gefaßt und meint nicht nur den tatsächlichen Verlust einer Beziehungsperson, sondern auch Enttäuschungen über sie u.ä.) reagiert der zur Depression Disponierte zunächst mit einer „Welle des Hasses“ (*Abraham* 1924). Dieser Haß muß aber sofort abgewehrt werden, da der Betreffende auf das Objekt nicht verzichten kann. Die Abwehr geschieht durch Regression auf orale Erlebnisweisen mit der Phantasie, sich das verlorene Objekt einzuverleiben. Nun ist das Objekt zwar gerettet, aber mit dem Selbst des Subjekts identifiziert. Der Haß, der sich ursprünglich auf das verlorene Objekt richtete, wütet nun gegen das Objekt im Selbst, wendet sich also gegen die eigene Person.

Die *Selbstmordhandlung* wird in der klassischen Theorie als letzte Konsequenz der depressiven Dynamik verstanden. „Kein Neurotiker verspürt Selbstmordabsichten, der solche nicht von einem Mordimpuls gegen andere auf sich zurückwendet“ (*Freud* 1916). Das Objekt wird also im Selbst ermordet, das Selbst sühnt seine Schuld durch den Tod.

Die klassische psychoanalytische Theorie sieht in der Depression und in ihrer Konsequenz, dem Selbstmord, also vor allem die *Lösung eines Aggressionskonflikts*, und unter diesem Aspekt ist sie in die Suizidliteratur eingegangen. Von den Autoren, die mit dieser Theorie arbeiten, gehen die Überlegungen zur Psychotherapie folgerichtig dahin, wie man den Suizidgefährdeten dazu bringen kann, seine Aggressionen adäquat abzuführen. Trotz dieser Theorie fällt aber auf, daß die Psychotherapie von Suizidpatienten als sehr schwierig gilt. Das äußert sich indirekt darin, daß im wesentlichen beschrieben wird, wie therapeutische Teams (Telefonseelsorge, Lebensmüden-Beratungsstellen, Suicide Prevention Centers u.ä.) organisiert werden sollen. Weiterhin werden vor allem konfliktzudeckende Psychotherapieverfahren wie Verordnung von Psychopharmaka, autogenes Training, Hilfestellung in äußeren Problemen u.ä.

beschrieben. Sobald es an die kausale Psychotherapie, an die Konfliktbearbeitung geht, werden die Angaben vage, zum Teil polypragmatisch oder offen resignierend. Das verwundert, wenn man bedenkt, daß eine so klare und weithin akzeptierte Theorie besteht. Es erhebt sich die Frage: Ist die Bearbeitung des Aggressionskonflikts zu schwierig, oder ist die Theorie zu einfach?

Tatsächlich läßt sich zeigen, daß die Deutung der Suizidhandlung als Ausdruck eines Aggressionskonflikts eine Simplifizierung der Darstellungen *Freuds* und *Abrahams* ist. Sie ist in dieser Form aber weit verbreitet und auch in der Suizidforschung so tradiert worden.

Text Nr. 2:

Das Zentrum des präsuizidalen Syndroms

E. Ringel, Selbstmord - Appell an die anderen, 16-23

1. Einengung der persönlichen Möglichkeiten (situative Einengung)

Normalerweise ist die menschliche Existenz durch eine Fülle gegebener Gestaltungs- und Entfaltungsmöglichkeiten gekennzeichnet. Im präsuizidalen Status hingegen ist dieses Gefühl weitgehend oder völlig verloren gegangen. Die Umstände werden als bedrohlich, unveränderbar, unüberwindbar, also als übermächtig erlebt, die eigene Person wird als klein, hilflos, ausgeliefert und ohnmächtig empfunden (S. 16).

2. Einengung der Gefühlswelt (dynamische Einengung)

In ihrem Rahmen findet eine einseitige gefühlsmäßige Ausrichtung der Persönlichkeit statt. Die Stimmung, die Gedanken, Vorstellungen, Assoziationen gehen nur noch in eine Richtung.

Diese einseitige Ausrichtung führt schließlich zu Depression, Verzweiflung, Angst und Panik oder auch zu unheimlicher Ruhe (die nur nach außen hin das dahinterliegende Chaos verbirgt), bis sich die Persönlichkeit von dieser einen übermächtigen Tendenz zum Selbstmord gezwungen fühlt (S. 18).

3. Einengung der zwischenmenschlichen Beziehungen

Hier haben wir es wieder mit einem gemeinsamen Nenner - und vielleicht dem wichtigsten - aller selbstmordgefährdeten Menschen zu tun: Sie sind einsam, isoliert, fühlen sich verlassen, unverstanden (S. 19).

4. Einengung der Wertwelt

Schon die ersten Untersuchungen des Verfassers, die sich auch auf bestimmte Testbefunde (von Margarete Stepan ausgearbeitet) stützten, konnten eindeutig zeigen, daß sich der selbstmordgefährdete Mensch durch eine beträchtliche Störung seiner Wertbezogenheit kennzeichnet. Im einzelnen kann dabei gefunden werden:

a) Mangelnde Beziehungen zu Werten, Entwertung vieler Lebensgebiete (S. 20).

b) Mangelhafte praktische Wertverwirklichung. Aus der mangelnden Beziehung zu Werten folgt sehr oft die Unfähigkeit, sich für Werte einzusetzen,

eigene Kraft in ihre Verwirklichung zu investieren, und aus dem Verwirklichten eine Aufwertung des Selbstwertgefühls zu erfahren. Das geschädigte oder gar zerstörte Selbstwertgefühl aber öffnet der Selbstvernichtung an einem entscheidenden Punkt die Tür.

c) Überhandnehmen subjektiver Wertungen, die mit der Allgemeinheit nicht mehr in Übereinstimmung stehen (S. 20f).

Gehemmte und gegen die eigene Person gerichtete Aggression

Man muß sich dessen bewußt sein, daß jeder Selbstmord eine enorm aggressive Haltung darstellt: Wenn sich auch die Aggression des Selbstmörders gegen die eigene Person richtet, so sind im Grunde doch andere Menschen, vielleicht auch ihre Gesamtheit, also die Gesellschaft, die „eigentlich gemeinten“ Ziele, wie Freud als erster zeigen konnte (S. 21).

Selbstmordfantasien

Dabei muß man unterscheiden zwischen anfänglichen aktiven, d. h. willentlich intendierten Vorstellungen und späteren passiven, die sich ohne Absicht, ja gegen den Willen, oft in Form von Zwangsgedanken aufdrängen und immer beherrschender werden: vom Standpunkt der Selbstmordgefahr sind die letzteren besonders alarmierend (S. 23).

Text Nr. 3:

Der Suizidant als narzißtisch gestörte Persönlichkeit

H. Henseler, Narzißtische Krisen, 59; 85

Ein „idealtypisches“ Bild des Suizidanten

1. Der Suizidant ist ein Mensch, der in früher Kindheit traumatischen (d. h. seine Kompensationsmöglichkeiten übersteigenden) psychischen Belastungen ausgesetzt war. Schon während seiner Entwicklung zeigt er psychopathologische Auffälligkeiten bis hin zu klinisch manifesten psychiatrischen Syndromen. Die Suizidhandlung ist von den Eigentümlichkeiten der gestörten Entwicklung maßgeblich mitbestimmt. Sie wird für das bewußte subjektive Erleben eher entschlossen, in ihrem tatsächlichen Ablauf aber zwiespältig und inkonsequent durchgeführt. Die Analyse ihrer Motivstruktur läßt erkennen, daß neben selbstzerstörerischen auch selbst erhaltende und objektgerichtete Tendenzen wirksam sind; bezüglich der Dominanz der Tendenzen gibt es alle denkbaren Variationsmöglichkeiten.

2. Der Suizidant ist in seinem Selbsterleben stark verunsichert. Innere und äußere Realität (Phantasie und Wirklichkeit) sind nicht scharf getrennt; vor allem bezüglich der Suizidneigung ist er anfällig gegen Suggestionen. In seinem Selbstwerterleben schwankt er zwischen den Extremen einzigartiger Größe und völliger Nichtigkeit. Er hegt geheime (geheimgehaltene oder unbewußte) Größenphantasien. Seine Selbstwertzweifel gehen weit über das reale Maß hinaus; sie lassen sich als negative Größenphantasien charakterisieren.

3. Der Suizidant steht unter der Herrschaft eines strengen und rigiden Gewissens. Es mißt sein Denken, Fühlen und Handeln nach überhöhten und unrealistischen Idealen. Es straft ebenso rigoros, wie es Unterwerfung hoch belohnt.

4. Der Suizidant kann entweder generell oder in spezifischen Situationen mit seinen Aggressionen nicht angemessen umgehen. Er versucht, sie ängstlich zu beherrschen, verübelt sich ihre Existenz, überschätzt die Wirkung aggressiver Äußerungen bis hin zu magischen Vorstellungen. Nehmen sie überhand, wendet er einen großen Teil gegen die eigene Person.

5. Der Suizidant leidet unter Kontaktschwierigkeiten. Soweit er nicht weitgehend isoliert ist, sind seine zwischenmenschlichen Beziehungen emotional oberflächlich und flüchtig oder sehr krisenanfällig. Zugleich sehnt er sich nach zuverlässigen und emotional tragfähigen Beziehungen. Gelingt es ihm, Beziehungen aufzubauen, sind sie oft von vitaler Wichtigkeit und gerade darum gefährdet durch Enttäuschungen bzw. Konflikte. Konflikte im zwischenmenschlichen Bereich sind die weitaus häufigsten Anlässe zu Suizidhandlungen (S. 59).

Folgende Thesen erweisen sich als äußerst fruchtbar zur Erklärung der Eigentümlichkeiten und scheinbaren Widersprüchlichkeiten des typischen Suizidanten:

1. Der zur Selbstmordhandlung neigende Mensch ist eine in ihrem Selbstgefühl stark verunsicherte Persönlichkeit.

2. Das heißt für sein subjektives (bewußtes und auch unbewußtes) Erleben, daß er sich vermehrt bedroht fühlt, in einen Zustand totaler Verlassenheit, Hilflosigkeit und Ohnmacht zu geraten, aus dem er sich selber nicht retten kann.

3. Zum Schutz seines Selbstgefühls bedient er sich deshalb in hohem Maße der Realitätsverleugnung und der Idealisierung der eigenen Person wie seiner Umgebung.

4. Reichen diese Schutzmechanismen nicht aus, muß er zu noch primitiveren Mitteln greifen, nämlich zu Phantasien vom Rückzug in einen harmonischen Primärzustand.

5. Indem er diese Phantasie in Handlung umsetzt, kommt er der drohenden narzißtischen Katastrophe aktiv zuvor und rettet für sein Empfinden sein Selbstgefühl. Er verzichtet zwar auf seine Individualität zugunsten einer Verschmelzung mit einem diffus erlebten primären Objekt, gewinnt aber Sicherheit, Geborgenheit, Ruhe und Seligkeit.

Diese Themen beziehen sich auf die narzißtische Problematik und deren Psychodynamik. Sie behaupten nicht, daß neben den narzißtischen nicht auch andere (objektgerichtete, soziale, biologische u.ä.) Determinanten von Bedeutung wären. Die Thesen sind so allgemein gehalten, daß sie auch für andere psychologische Vorgänge, z.B. für den Rückzug in einen Rausch, vielleicht auch für die Sucht oder für bestimmte dissoziale Verhaltensweisen, wie z. B. Fortlaufen, Streunen u.a., gelten können. Sie stellen also nicht die *differentia specifica* für den Suizidanten im Vergleich zu allen anderen Formen psychopathologischen Erlebens und Verhaltens dar, haben aber große erklärende Kraft für bestimmte Besonderheiten der zum Suizid neigenden Persönlichkeit und der Durchführung der Suizidhandlung (S. 85).

II. Zu soziologisch orientierten Suizidtheorien

Text Nr. 4:

Suizid als gesellschaftliche Äußerung

É. Durkheim, Der Selbstmord, 346f

Aus alledem ergibt sich, daß sich die soziale Selbstmordrate nur soziologisch erklären läßt. Zu jeder gegebenen Zeit bestimmt sich die Zahl der Selbstmorde aus der moralischen Verfassung der Gesellschaft. Es besteht demnach für jedes Volk gesondert eine Kollektivkraft von ganz bestimmtem Ausmaß, die die Menschen zum Selbstmord treibt. Die Handlungen des jeweils Betroffenen, die auf den ersten Blick nur Ausdruck seines persönlichen Temperamentes zu sein scheinen, sind in Wirklichkeit Folge und verlängerte Wirkung eines sozialen Zustandes, der sich durch sie manifestiert.

Damit haben wir die Lösung der Frage gefunden, die wir uns am Anfang unserer Arbeit gestellt haben. Die Behauptung, daß jede menschliche Gesellschaft eine mehr oder weniger betonte Neigung zum Selbstmord hat, ist keine Metapher, sondern in der Natur der Dinge begründet. Jede soziale Gruppe hat tatsächlich einen Grad der Kollektivanfälligkeit für diesen Akt, der einen ihrer Charakterzüge bildet, und die individuellen Neigungen leiten sich davon ab, statt, wie oft angenommen, ihrerseits Ursache zu sein. Die Elemente dieser Neigung sind vielmehr die in der jeweiligen Gesellschaft vorherrschenden Strömungen von Egoismus, Altruismus oder Anomie, zusammen mit den Tendenzen zu melancholischem Dahindämmern, zum aktiven Verzicht oder zu verzweifelter Apathie als deren Folgeerscheinungen. Die Kollektivneigungen sind es, die den einzelnen zum Selbstmord bestimmen. Die Vorgänge in der privaten Sphäre, die man allgemein als unmittelbaren Anlaß des Selbstmordes annimmt, beziehen ihre Wirksamkeit einzig aus der moralischen Verfassung des Betreffenden, die wiederum Echo der moralischen Verfassung der Gesellschaft ist. Das Individuum gibt seiner unmittelbaren Umgebung von allem die Schuld, um vor sich selbst eine Erklärung zu finden, warum es auf sein weiteres Leben verzichten will. Es findet das Leben traurig, weil es traurig ist. In gewissem Sinn natürlich kommt ihm diese Traurigkeit von außen, aber sie rührt nicht aus diesem oder jenem Vorfall in seinem Leben her, sondern aus der Gruppe, der es angehört. Daher kommt es, daß alles und jedes gelegentlich Ursache für den Selbstmord sein kann. Es hängt eben alles davon ab, mit welcher Intensität die den Selbstmord fördernden Momente auf den einzelnen eingewirkt haben.

III. Theologische Stellungnahmen

Text Nr. 5 a:

Martin Luther

(zitiert bei K.-P. Jörns, Theologisch-anthropologische Marginalien zur Selbstmordproblematik, in: Wege zum Menschen 26/1974, 220ff)

„Ich pflege zu urteilen, daß ein solcher einfach und unmittelbar (simpliciter et immediate) vom Teufel getötet wird, gerade wie der Reisende vom Räuber... Ich glaube, man muß daran halten, daß der Teufel eines solchen so spottet, daß er der Person die Einbildung beibringt, sie tue etwas ganz anderes, z.B. beten oder etwas ähnliches.“ Im gleichen Sinne schrieb Luther an *Anton Lauterbach* 1542, als dieser ihm den Selbstmord von drei Männern, die sich erhängt hatten, meldete: „Satan verübt durch Gottes Zulassung in unserer Gemeinde solche Greuel... Er ist der Fürst der Welt, der höhrend uns vorspiegelt, jene hätten sich selbst erhängt, während er sie getötet hat.“

„Viel von denen, so sich selbs ums Leben bringen, die werden vom Teufel getrieben und von ihm getötet, wie die Leute von Straßenräubern, sind ihr selbs nicht mächtig. Wenn solche Exempel nicht bisweilen geschähen, so fürchteten wir unsern Herrn Gott nicht. Drum müssen wir in Furcht stehen und Gott bitten, er wollt uns für dem Teufel behüten; auch muß man hart mit solchen Gehenkten umgehen, nach Ordnung der Rechte und Gewohnheit, auf daß sich die rohen und sichern Leute fürchten; nicht daß sie alle drum verdammet sind“ (*Tischreden*, hrsg. von v. Förstemann, 4.265).

Text Nr. 5 b:

M. Luther, Brief an Frau von Stockhausen in Nordhausen,
WBr 6, 389, 20, Nr. 1975

Wittenberg, 27. November 1532

Erbare, tugendsame frawe! Ich hab ewrm lieben Jungherrn ein trostbriefelin ynn der eile geschrieben. Nu Der teuffel ist euch beiden feind, dar umb das yhr Christum seinen feind lieb habt. Des musset yhr entgelten, Wie er selbs spricht: Weil ich euch erwelet habe, darumb hasset euch die welt vnd yhr furst, Aber seid getrost, Es ist kostlich fur Gott, das leiden seiner heiligen. Aber itzt ynn der Eile kan ich wenig schreiben, Sehet aber ia drauff, das yhr den Man kein augenblick allein lasset, auch nichts bey yhm, da mit er yhm mocht schaden thun; Einsamkeit ist yhm eitel gifft, dar umb treibt yhn der teuffel daselbs zu. Wenn man aber fur yhm viel historien, newzeitung vnd seltzam ding redet oder lese, schadet nicht, obs zu weilen faule oder falsche teyding vnd mehrlin were, vom Turcken, Tattern vnd der gleichen, ob er damit zu lachen vnd schertzen kund erregt werden, Vnd denn flugs drauff mit trostlichen spruchen der schrift. Was yhr thut, So lassts nicht einsam noch still vmb yhn sein, das er nicht ynn die gedanken sincke, Schadet nicht, ob er druber zornig wird. Thut, als sey es euch leid vnd scheldet drumb etc. Bestellet es aber ymer deste mehr. Solchs wolt ynn der Eile fur lieb nemen, Christus, (der) euch solchs hertenleids vrsach ist, wird euch helffen, wie er euch selbs newlich geholffen hatt, allein haltet nur feste, yhr seid sein augapffel, Wer den anruret, der ruret yhn selbs, Amen. Zu Wittemberg Mittwochens nach S. katherinen 1532.

Doctor Martinus LuthE

Text Nr. 6:

K. Barth, Kirchliche Dogmatik III, 4, 464-466
(zitiert bei K.-P. Jörns, in: Wege zum Menschen 26/1974, 227)

„Und darum wird der Weg, der einen Menschen in die Anfechtung hineinführt, immer der Weg des Gesetzes, die eitle, die gottlose Vorstellung sein: er *müsse* leben. Und nun *will* er - er, er! - leben, nun sieht er sich - und damit ist er, ob er es weiß oder nicht, schon mitten in der Anfechtung - als jenen Einsamen, als Souverän, nun hat er schon niemand und nichts mehr über sich, nun ist er, von jenem vermeintlichen Lebenmüssen getrieben, schon in eisiger Verlassenheit mit seinem souveränen *Lebenwollen*. Und wenn er dann bei irgendeinem Anlaß in irgend einer Weise entdeckt, daß er im Grunde auch nichts um sich, hinter sich und vor sich hat, daß es also eine furchtbare Sache sei, leben zu müssen, und eine hoffnungslose Sache, leben zu wollen - und wenn er dann noch die Möglichkeit ... entdeckt, ... daß er sich gerade von diesem Lebenmüssen befreien ... kann, um dann endlich nichts mehr wollen zu müssen, dann steht er vor dem Weg des Selbstmordes als dem vermeintlichen Ausweg aus der Anfechtung.

Was ist hier falsch? Laut des Evangeliums die Voraussetzung des Ganzen: *Du mußt* ja gar nicht, du *darfst* ja leben. Leben ist ja von Gott geschenkte Freiheit ... Das Alles - die Souveränität, die Einsamkeit, die Leere, die Verzweiflung, der Selbstmord - wäre ja nur für dich, wenn du leben *müßtest*, ... wenn du von irgendwoher unter dem Druck stündest, dein Leben in deine eigene Hand zu nehmen, dein eigener Meister zu sein ... Was folgt daraus? ... Daß du es also einfach annehmen darfst: Er ist Souverän und nicht du. Er hat und trägt die Verantwortung für dein Leben und nicht du selbst. Er macht daraus, was er will, nicht, was du wollen zu müssen dir einbildest.“

Daß Gott so mit uns redet, „daß sein Wort Evangelium, Freiheits- und Freudenbotschaft ist, das unterscheidet es von allen Menschenworten und von allen Worten anderer, falscher Götter. Wo es laut und gehört wird, da gibt es keinen Selbstmord, da ist er nicht nur verwerflich, sondern schon verworfen“.

Text Nr. 7:

D. Bonhoeffer, Ethik, Chr. Kaiser Verlag, München 1966,
178-180; 183f

Nicht die Verzweiflung, in der sich diese Tat meist ereignen wird, ist selbst der eigentliche Urheber des Selbstmordes, sondern die Freiheit des Menschen, selbst in seiner Verzweiflung noch eine höchste Selbstrechtfertigung zu vollziehen. Kann der Mensch sich nicht in seinem Glück und Erfolg rechtfertigen, so kann er es doch noch in seiner Verzweiflung.

Der Selbstmord ist der Versuch des Menschen, einem menschlich sinnlos gewordenen Leben einen letzten menschlichen Sinn zu verleihen. Das unwillkürliche Gefühl des Schauders, das uns angesichts der Tatsache eines Selbstmordes ergreift, ist nicht auf die Verwerflichkeit, sondern auf die schaurige Einsamkeit und Freiheit solcher Tat zurückzuführen, in der noch Bejahung des Lebens nur in seiner Vernichtung besteht (S. 178).

Der Unglaube aber rechnet im Guten wie im Schlechten nicht mit dem lebendigen Gott. Das ist die Sünde. Der Unglaube ist der Grund, aus dem der Mensch nach seiner eigenen Rechtfertigung und ihrer letzten Möglichkeit im Selbstmord greift, weil er an eine göttliche Rechtfertigung nicht glaubt (S. 179).

Gott, der Schöpfer und Herr des Lebens, nimmt das Recht des Lebens selbst wahr. Der Mensch braucht nicht Hand an sich zu legen, um sein Leben zu rechtfertigen. Weil er es nicht braucht, darum darf er es auch nicht. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Bibel an keiner Stelle den Selbstmord ausdrücklich verbietet, sondern daß dieser immer wieder (übrigens nicht ausschließlich) als die Folge schwerster Sünde auftritt, so bei den Verrätern Ahithophel und Judas. Der Grund hierfür ist nicht, daß die Bibel den Selbstmord billigt, sondern daß sie an die Stelle des Verbotes des Selbstmordes den Gnaden- und Bußruf an den Verzweifelten treten lassen will. Der am Rande des Selbstmords Stehende hört kein Verbot oder Gebot mehr, er hört nur noch den gnädigen Ruf Gottes zum Glauben, zur Errettung, zur Umkehr. Den Verzweifelten rettet kein Gesetz, das an die eigene Kraft appelliert, es treibt ihn nur noch hoffnungsloser in Verzweiflung; dem am Leben Verzweifelnden hilft nur die rettende Tat eines andern, das Angebot eines neuen Lebens, das nicht aus eigener Kraft, sondern aus Gottes Gnade gelebt wird. Wer nicht mehr leben kann, dem hilft auch der Befehl, daß er leben soll, nicht weiter, sondern allein ein neuer Geist (S. 180f).

Es wird auch hier wieder ganz deutlich, daß eine rein moralische Beurteilung des Selbstmordes nicht möglich ist, daß der Selbstmord vielmehr vor einer atheistischen Ethik wohl bestehen kann. Das Recht des Selbstmordes zerbricht allein an dem lebendigen Gott.

Abgesehen aber von allen äußeren Gründen gibt es eine Versuchung zum Selbstmord, die gerade den Glaubenden besonders befällt, eine Versuchung zum Mißbrauch der von Gott gegebenen Freiheit gegen das eigene Leben. Der Haß gegen die Unvollkommenheit des eigenen Lebens, die Erfahrung der Widerspenstigkeit des irdischen Lebens überhaupt gegen eine Erfüllung durch Gott, die daraus entspringende Traurigkeit und der Zweifel an jedem Lebenssinn überhaupt können in gefährliche Stunden führen. Luther hat davon viel zu sagen gewußt. Es gibt dann kein menschliches oder göttliches Gesetz, das die Tat zu verhindern vermöchte, sondern allein der Trost der Gnade und die Macht brüderlichen Gebetes kann in solcher Anfechtung helfen. Nicht das Recht auf Leben, sondern die Gnade, noch weiter leben zu dürfen unter Gottes Vergebung, vermag gegen diese Versuchung zum Selbstmord zu bestehen. Wer aber wollte sagen, daß Gottes Gnade nicht auch das Versagen unter dieser härtesten Anfechtung zu umfassen und zu tragen vermöchte? (S. 183f)

IV. Befürworter eines Rechtes auf „Freitod“

Text Nr. 8:

J. Améry, Hand an sich legen, 20f; 33; 50; 103ff; 108

Die Lebenslogik ist uns vorgeschrieben oder, wenn man will, „programmiert“ in jeder Reaktion im Alltag. Sie ging in die Tagessprache ein. „Man muß schließlich leben“, sagen die Leute, alles Miserable, das sie anstellten, entschuldigend. Aber: *Muß man leben?* Muß man da sein, nur weil man einmal da ist? Im Moment vor dem Absprung zerreißt der Suizidant eine Vorschrift der Natur und wirft sie dem unsichtbaren Vorschreibenden vor die Füße wie ein Theater-Staatsmann einem anderen den Vertrag, der inskünftig nur noch ein Fetzen Papier ist. Noch ehe gefragt wurde, schreit der den Freitod Suchende gellend: Nein! Oder er sagt dumpf: Man muß vielleicht, ich aber will nicht und beuge mich nicht einem Zwange, der sich von außen als Gesetz der Gesellschaft und von innen als eine *lex naturae* drangvoll spürbar macht, die ich aber nicht länger anerkennen will (S. 20f).

Das Sein hat eine schwer erforschbare logische Syntax, da es einen Widerspruch, das Nichtsein, in sich trägt. Und wo einer dieses Nichtsein, also die syntaktische Unmöglichkeit gewaltsam herbeiführt, wird er zum Menschen des Un-Sinns. Des Un-Sinns, nicht des Wahnsinns. Wer abspringt, ist nicht notwendigerweise dem Wahnsinn verfallen, ist nicht einmal unter allen Umständen „gestört“ oder „verstört“. Der Hang zum Freitod ist keine Krankheit, von der man geheilt werden muß wie von den Masern (S. 33).

Vorläufig kann es nur darum gehen, den Freitod als ebenso natürlich oder ebenso unnatürlich wie jederlei Tod zu rehabilitieren. Dies vor allem gesellschaftlich, denn der Tod, frei oder nicht, ist philosophisch nicht zu verteidigen. Nur darum komme ich ein, daß dem Suizidär, dem Suizidanten trotz seiner minoritären Situation, das Recht werde, das jede Minorität für sich in Anspruch nimmt. Schon sind wir ja glücklicherweise so weit, daß in allen fortgeschrittenen Gesellschaften die erotischen Minderheiten weder als kriminell gelten noch als krank. Man stellt Homosexuelle, Frauen und Männer, nicht unter Quarantäne, bis sie „geheilt“ sind. Durchaus ist nicht einzu- sehen, warum der Suizidär der letzte große Außenseiter bleiben soll (S. 50).

Der Suizidant ist ein *Mensch*. Schon gehört er der Erde, aber noch gehört die Erde ihm - und sie ist schön. Und der Andere, mein Gott, er war, gesehen nun aus der Perspektive des Scheidenden, so schrecklich nicht. Der Realität gehorchend, hat der Suizidant alle notwendigen Anstalten getroffen, ihrem Prinzip zu entrinnen. Die Wirklichkeit war nicht zu ertragen in ihrer Gesamtheit, aber da sie ihm ja nicht nur die in ihm hochgeschichteten großen *échecs* gebracht hat, sondern auch die kleinen Ehrenstunden, war sie denn doch vielleicht nicht ganz so schlimm, ein Wort an sie, das nicht geschrieben noch auch nur ausgesprochen werden muß, ist das mindeste, das man ihr schuldet. *Voilà, des fruits, des feuilles, des fleurs et des branches, et puis voici mon corps.* Ich weiß, Wirklichkeit, wie du mit ihm verfahren wirst. Ich habe alles einkalkuliert. Und kam zu dem Beschluß, daß ich Dir gehörte und endlich mir selbst gehören muß. Du wirst mich, Anderer, der du mir die Hölle warst, aber auch die Seligkeit, nicht oder nicht lange beklagen: Aber ich beklage dich und in dir mich selber. Und damit: gute Nacht. Meine Botschaft mag für den Theoretiker des Freitods, den er beharrlich und wider alle Vernunft „Selbstmord“ nennt, Aggression sein, Racheakt, postume Erpressung, was weiß ich. Doch ich weiß. Ich weiß,

daß die Botschaft, die sinnlos ist, ohne die ich aber nicht täte, was ich tue, die ausgestreckte Hand ist der Versöhnung. Leb wohl denn. Ich gehöre endlich mir selber: Die Früchte meines Entschlusses werde ich nicht ernten, ich bin's zufrieden, noch im *Trennungsschmerz*, der groß ist, insonders wenn ich bedenke, daß die Welt des Glücklichen eine andere ist als die des Unglücklichen und daß mit dem Tod die Welt sich nicht verändert, sondern aufhört (S. 103-105).

Freiheit, Befreiung, wie wir lieber sagen wollen, „nichtet“ ein bestimmtes Sosein. Sie ist ebenso konstruktiv wie destruktiv. Als Humanum ist sie freilich unter allen Bedingungen Negation in höherem Grade als Affirmation. Gewiß; sie affirmiert ein Projekt, dessen Realisierung dahinsteht, allerdings. Vor allem aber verneint sie vorgegebene Zwangsverfassung. So bleibt ein Stück Holz nicht mehr es selber unter schnitzenden Händen. Es wird zur Negation des Nur-Holzes. Und da Befreiung Zerstörung ist, findet sie ihre äußerste mögliche Bekräftigung im Freitod (S. 108).

Text Nr. 9:

Die Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben e.V.,
Vorwort

Die Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben e.V. wurde am 7. Nov. 1980 gegründet. Sie versteht sich als weltanschaulich neutral und für jedermann offen, der ihre Zielsetzungen bejaht. Die herkömmlichen Schablonen von „rechts“ und „links“ werden einer so modernen Organisation wie der DGHS nicht gerecht.

Mit der Gründung dieser Gesellschaft wurde eine Maßnahme ergriffen, die von einer breiteren Öffentlichkeit gefordert wurde. Die Zeit ist reif, daß dem Selbstbestimmungsrecht des Menschen bis in die letzte Minute seines Lebens Geltung verschafft wird.

Wer hat das Recht, einen anderen zu quälen, selber aber nicht gequält werden will?

Wer hat dabei etwas gewonnen, wenn ein Patient unter Qualen vielleicht vier Wochen länger lebt?

Wer hat das Recht, einen anderen, der aufgrund zurechnungsfähiger Entscheidungen nicht mehr leben will, zum Leben zu zwingen?

Lebensqualität ist wichtiger als Lebensverlängerung, das Menschenrecht auf einen würdigen Tod steht vor der Fremdbestimmung durch selbsternannte Besserwisser.

Die DGHS meint, daß Menschlichkeit sich in der Wirklichkeit erweisen muß. Erweisen sich Begriffe wie Ethik, Liebe und Humanität als Quälerei, dann stimmen diese Begriffe nicht. Sie sind dann nichts anderes als „Etikette“, also Worthüllen, in denen das Gegenteil verpackt ist.

Wer kann sich weiden am Zerfall einer Persönlichkeit im Sterben?

Gehen wir an dieses Werk des Humanen Sterbens heran, an eine große Aufgabe der Gegenwart, ja dieser Stunden - dies heißt und verspricht die Mitgliedschaft in der DGHS.

V. Was uns im Leben hält: Die Frage nach einer Theorie antisuizidaler Lebensbeziehungen

Text Nr. 10:

K.-P. Jörns, Nicht leben und nicht sterben können, 88-90

Sehen wir nun aber auf die Welt, wie sie sich uns im Kleinen wie im Großen darstellt, so ereignen sich „aussichtslose“ Lebenslagen tagtäglich millionenfach. *Mit demselben Recht, mit dem nach den Ursachen und der Psychodynamik der Suizidalität gefragt wird, ließe und läßt sich aber dann auch fragen, warum sich nicht sehr viel mehr Menschen selbst töten, als unsere Statistiken ausweisen.* Mit anderen Worten: auch von dieser Sicht der Dinge her wird die Frage interessant, was nicht nur den potentiell suizidalen Menschen, sondern die ganz überwiegende Mehrzahl der Menschen im Leben hält, obwohl sie doch alle wissen, daß sie sich töten könnten, und obwohl so ungeheuer viele unglücklich, verzweifelt, einsam, gedemütigt, depressiv, in Hunger und Durst oder verfolgt sind, mit einem Wort: unsäglich leiden. Seit ich über Suizidalität nachdenke, ist mir diese Frage immer wichtiger geworden, und sie entspricht, wie ich heute verstehe, im Grunde auch erst dem anthropologischen Ansatz der Überlegungen zur Suizidalität.

So erscheint es mir nun nötig, die im Gespräch mit den Humanwissenschaften gewonnene Einsicht aufzugreifen und die bisherigen Gedanken in einem Kapitel weiterzuführen, das *Elemente antisuizidaler Lebensbeziehungen* sammelt und sichtet, um danach zu fragen, welche Möglichkeiten es für die Abschätzungen, Prävention und Therapie der Suizidalität gibt. Der biblisch-theologische Ansatz dieses Buches legt es nahe, in einem besonderen Teil nach den Möglichkeiten zu fragen, die den Kirchen und Gemeinden gegeben sind (S. 88).

- a) *Alles, was uns Menschen hilft, unsere Identität zu finden und zu bejahen, das hält im Leben und wirkt gegen eine Ausbreitung der Suizidalität.*
- b) *Alles, was dazu dient, uns Menschen durch Lebensbeziehungen miteinander zu verbinden und diese Beziehungen zu fördern, das schafft Sinn im Leben und verhindert Suizidalität (S. 88f).*
- c) *Aller Glaube, der uns im Festhalten an den Verheißungen Gottes Grund gibt zu hoffen, daß wir an einer zum Menschlichen sich hinwendenden Zukunft des Lebens teilhaben, gibt allem persönlichen Einsatz für das Menschliche Sinn und drängt die Suizidalität zurück (S. 90).*

[S. 31 ganzseitig Verlagswerbung; die Red.]

Klaus-Peter Jörns, geb. 1939 in Stettin/Pommern; Studium der Theologie und Soziologie in Bonn und Göttingen; 1967 Dr. theol. im Fach Neues Testament (bei Joachim Jeremias). Bis 1978 Pfarrer in Gödenroth/Hunsrück (EKiR). 1978-1981 Professor am Theol. Seminar der Ev. Kirche in Hessen und Nassau. Seit 1981 o. Prof. für Praktische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Berlin, Direktor des Instituts für Religionssoziologie und Gemeindeaufbau. Mitbegründer der Aktion Psychisch Kranke e.V. (1971) und der Deutschen Gesellschaft für Selbstmordverhütung (1972); 1975-1982 Lehrbeauftragter für Suizidforschung an der Fachhochschule Rheinland-Pfalz in Koblenz.

Neuere Veröffentlichungen: Nicht leben und nicht sterben können. Suizidgefährdung - Suche nach dem Leben (svh 2), Göttingen/Wien 1979; Das Auto bin ich. Gedanken zur Suizidalität und zum Verhalten am Steuer, Bruderhilfe-Verlag Kassel 1982; Der Gang in die Wüste als Weg zur Predigt. Über die Schwierigkeit, zur „tiefsten Kenntnis der Welt“ (Bonhoeffer) und unserer selbst zu kommen, Evang. Theologie 42 (1982), S. 389-403; Telefon-Seelsorge. Versuch, ein Phänomen unserer Kultur zu deuten, in: Wege zum Menschen 35 (1983), S. 99-108.